

Denis CLARINVAL

# DIE DICHTERISCHE WOHNUNG



## DER BLICK VERDECKT DIE SCHAU

Die Welt zeigt sich in ihrer ganzen Weite und Tiefe, doch der Blick, den wir so oft auf sie werfen, ist ein flüchtiger, abgelenkter, oberflächlicher Blick, unfähig, ihre Einzigartigkeiten zu erfassen. Das bedeutet nicht, dass wir die Augen schließen sollen, sondern vielmehr, dass wir der Welt einen anderen Blick schenken müssen – einen verweilenden, aufmerksamen, geduldigen Blick. Wir müssen uns von der Welt ansprechen lassen, dürfen nicht dem Ruf der Welt durch eine repräsentative oder funktionale Sprache zuvorkommen, nicht die Welt ergreifen wollen, sondern uns von ihr ergreifen lassen: Dies ist es, was ich den Blick der Seele nennen will.

Sich ansprechen lassen bedeutet hier, sich von der Welt befragen zu lassen – ein Fragen, das stets auf den eigenen, singulären Standpunkt zurückbezogen ist; in die Haltung des Hörens zu treten, in eine Haltung der Aufnahme.

## DIE SEELE IST DEM IRDISCHEN FREMD

Jener berühmte Vers Georg Trakls („Frühling der Seele“) besagt ebenso, dass uns die Erde fremd ist, dass die Welt, wie wir sie erfassen, nicht die Welt selbst ist, sondern ihre logische und rationale Repräsentation. Der Seele ist sie fremd, weil sie darin keinen Ort findet, keinen eigenen Widerklang. Die Seele ist nicht die Vernunft, denn die Vernunft ist allgemein, während die Seele stets singulär bleibt. In der Darstellung der Welt als Schema ist für das Singuläre kein Raum, nur für Kategorien. Rimbaud sagte bereits in *Une saison en enfer*, dass „wir nicht in der Welt sind“, dass „das wahre Leben abwesend ist“.

Diese Fremdheit der Seele bedeutet, dass wir die Welt nicht nach den Prinzipien unserer berechnenden, vorausschauenden Logik entfalten dürfen, sondern vielmehr die Welt sich entfalten lassen müssen – als Gabe, als ein Weltgeschehen, das in seiner eigenen Offenbarung unserem Zugriff entgleitet.

Die Haut der Welt wird dann abgründig, von unendlicher Tiefe, nicht leerer Abgrund oder gähnende Kluft, sondern Überfluss, unerschöpfliche Quelle, die das Denken nicht zu fassen vermag: die Welt offenbart sich als das Un-denkbare. Der Blick der Seele, gelöst von allen rationalisierenden Versuchen, wird zum Denken des Undenkbaren, das die Welt einschreibt in die Register des Unberechenbaren, des Unmessbaren, des Übermäßigen, des Fremden und Geheimnisvollen.

Die Welt offenbart sich, in ihrer Unfassbarkeit, als Atem einer Wirklichkeit, bewohnt und belebt von einem Hauch, der alles Verstehen übersteigt. Jede Einzigartigkeit, jede Bruchstelle wird zum Abflussloch unserer formalen Repräsentationen, getragen von funktionaler Sprache: Das Singuläre trotz dem Allgemeinen und bringt es zum Scheitern, die Sprache stürzt ein in der Kluft des Singulären, amputiert ihrer Funktionalität.

In dieser Welt, überströmend vor unendlichen Geheimnissen, fühlt sich die Seele endlich zuhause. Diese Welt wird zur Stätte ihrer authentischsten Wohnung, weil sie sich erkennt, im Einklang, als Einzigartigkeit unter anderen – nicht mehr das Andere der Welt, nicht mehr bloß Alterität, sondern verweilende Gegenwart.

So wird die Welt zu einem Resonanzfeld, einem Feld singulärer Bruchstellen, deren jede Echo und Anrede aller anderen ist. Die Welt wird, in diesem Überfluss, zum Ort einer Polyphonie der Brüche; die Sprache ersteht neu aus ihrem Einsturz, doch weil sie nunmehr polyphon ist, hat der Mensch keine Wacht über sie mehr, er ist enteignet seiner Handhabe über die Sprache.

Das Verhältnis des Menschen zur Welt ist dezentriert: Der Mensch ist nicht länger bloßer Betrachtender der Welt, sondern ihr Bewohner, in je eigener Singularität. In dieser Polyphonie gibt es kein Zentrum mehr, sondern eine Gemeinschaft von Einzigartigkeiten, die sich geduldig in einer geteilten Sprache aufbauen. Singulär sich zu bauen bedeutet hier: der innigsten Übereinstimmung mit sich selbst entgegenzustreben, dem unvollendbaren Selbst entgegenzustreben.

### **DAS ASYMPTOTISCHE SELBST**

Das Selbst ist unvollendbar, denn das Unendliche ist nicht das Andere des Endlichen: Jedes einzelne Existierende ist – trotz seiner scheinbaren Endlichkeit – die Wohnung eines Unendlichen, das in seinen ureigensten Möglichkeiten besteht, sodass das Singuläre niemals totalisierbar ist, sodass das Selbst, dem es zustrebt, niemals abgeschlossen sein kann. Es ist asymptotisch, weil es jener Punkt einer unmöglichen Tangente ist, an dem die Gerade des Selbst die Kurve der Existenz berühren wollte.

So wird man ebenso sagen: Die Ewigkeit ist nicht das Andere der Zeit, ihr Jenseits. Das Ewige durchquert die Zeit, indem es sie in jedem ihrer kleinsten Augenblicke erstarren lässt, sodass jeder Augenblick ein Fragment der Ewigkeit ist – ein Fragment, eingefroren im unendlichen Gedächtnis einer unendlichen Welt.

## **DER DICHTERISCHE BLICK ALS ALTERNATIVE ZUM FALSCHEN DILEMMA GLAUBE–VERNUNFT**

Die Welt, die sich so im Blick der Seele sammelt, ist kein Glaubensartikel, kein Dogma, nicht einmal ein Postulat. Denn der Blick der Seele ist gründend, und diese Gründung dessen, was bleibt und fortbesteht durch alle Wandlungen hindurch, ist kein Glauben, sondern Aufbruch, Einweihung, Ankunft der Welt in ihrer niemals abgeschlossenen Wahrheit.

Es geht also nicht darum, eine Wahrheit in striktem Gehorsam gegenüber den Schemata und Kategorien des Verstandes zu ordnen; es geht darum, die Welt mit einem anderen Blick zu betrachten, sodass sie sich ohne Vermittlung in ihrer nackten, authentischen Wahrheit offenbart. Es geht also nicht darum, die Welt in eine abstrakte Repräsentation zu ordnen (die dogmatische Religion ebenso wie die technowissenschaftliche Vernunft sind solche Abstraktionen), sondern darum, ihre lebendige, singuläre Erscheinung zu empfangen – dort, wo die Vernunft sie nach ihrer eigenen Logik zu beweisen sucht und der Glaube sie im halluzinatorischen Prisma seiner Dogmen verfälscht.

Die Welt, die sich so dem Blick der Seele enthüllt, verlangt nach einem Sagen, das nicht das funktionale, auf Erfassung, Beherrschung, Berechnung und Gebrauch ausgerichtete ist. Die Sprache, von jeder Absicht der Aneignung oder Ergreifung der Welt entkleidet, ist die Sprache der Dichtung; so dürfen wir sagen, dass der Blick der Seele ein dichterischer Blick ist.

Der poetische Akt offenbart zwei untrennbar verschränkte Dimensionen: Gesang und Denken. Gegen die Tradition, die die Dichtung stets allein in das Register des Gesanges verbannt hat, können wir behaupten, dass die Dichtung eine Weise des Denkens ist – und vor allem: ein Denken des Udenkbaren (verstanden: des Udenkbaren im Sinne der reduktiven Wege der bloßen Vernunft). Die Poesie ist keine Halluzination, sondern ein Hinführen zum Wort, zu dem kein anderer Diskurs sich jemals erheben kann.

## **FIDE AUT RATIO: DAS FALSCHER DILEMMA EINER SITZLOSEN KIRCHE**

Die Vernunft ist verhüllend: sie legt über die Welt das Leichentuch ihrer Sprache, eng, reduktiv, funktional, und verdunkelt gerade das, was sie zu enthüllen vorgibt. Der Glaube ist nicht besser: er sperrt die Welt ein und zerdrückt sie im Schraubstock seiner halluzinierten, unbegründeten Dogmen.

Beide folgen demselben Prinzip: der Behauptung einer einzigen, unbedingt gültigen Wahrheit, herausgerissen aus ihrem eigenen Werden – platonische Reminiszenz an Ideen, gefangen in

ewiger Unwandelbarkeit.

Es ist der Mensch, den sie so jeder Freiheit, jeder Kreativität, jedem Werden als Spannung auf das Selbst hin berauben. Denn das Selbst in seiner eigensten Singularität wird ausgelöscht, verneint in der anonymen Abstraktion von Konzepten, Repräsentationen und Dogmen.

Doch die Sprache, in ihrer doppelten Funktionalität – religiös wie technowissenschaftlich –, stürzt ein in die Brüche einer Welt, die man für voll hielt, in die Schlünde einer Unendlichkeit, die man für das Andere hielt, die aber in allem spukt und jede scheinbare Endlichkeit durchkreuzt.

Das Unendliche ist nicht jenes Jenseits, das die Erscheinungen verbergen; im Gegenteil, es berührt die Dinge selbst, bricht jede Erscheinung. Erscheinung gibt es nur im Schleier, mit dem jede Sprache, die die Welt ergreifen will, sie bedeckt.

## DER TOD

Das Leben ist weit mehr als ein Herzschlag, und der Tod meint, mich in eine Kiste zu sperren – doch ich überlasse ihm nur meine Knochen, denn alles andere betrifft ihn nicht. Das leere Grab Christi führt Nancy (*La Déclosion*) zu der Frage: Wovon ist dieses Grab leer? Vom Leben oder vom Tod? Aber Nancy antwortet nicht! Beachten wir: er spricht vom Tod, nicht vom Toten. Den Frauen, die zum angeblich leeren Grab eilen, spricht der Engel diese Worte zu: «Warum sucht ihr den Lebenden bei den Toten?» Also ist das Grab vom Leben leer, denn dieses ist auf der Schwelle geblieben.

Jesus, so berichten die Schriften und vor allem das Credo, ist während drei Tagen in die Unterwelt hinabgestiegen – aber wozu? Um den Gerechten, gefangen im Scheol, zu verkünden, dass eines Tages, am Jüngsten Gericht, ihre Auferstehung kommen werde.

Was heißt das? Der christliche Tod besiegelt alles Werden und macht uns zu Gewordenen, die schlafend verharren im Warten auf eine Vollendung, die auf das Ende der Zeiten verschoben ist. Der Tod suspendiert das Werden in einer Totalisierung, die auf das Gericht hin vorbereitet ist – jenem Tangentialpunkt, an dem die gerade Linie des unterbrochenen Werdens, gebannt in Erwartung, die Kurve der unendlichen Gottheit berühren soll. Ein Toter ist, im eminent christlichen Sinne, derjenige, der nicht mehr wird. Und doch – ist am Ostermorgen nicht jener in Fleisch und Geist auferstanden, der zwei Tage zuvor gestorben war? Schließlich erkannten

ihn die Jünger, so heißt es, nicht in seinem Fleisch, sondern in der Symbolik des gebrochenen Brotes (die Emmausjünger).

Und dann kommt der Tag des Un- denkbaren: die Himmelfahrt. Jesus, Leib und Geist, wird seinen Jüngern entrückt, um sich zu den Himmeln zu erheben, zum Reich Gottes, wo er zur Rechten des Vaters sitzt. Ein seltsames Paradox: Denn dieser in die himmlischen Höhen entführte Jesus – er braucht doch einen Boden, um seinen Leib darauf niederzulegen! Und ist Jesus nicht Person eines einzigen, selben Gottes? So wird das Fleisch, das Paulus von Tarsus verdammt, zum Fleisch Gottes selbst. Der in Jesus inkarnierte Gott konnte nicht wieder desinkarniert werden. Aber sei's drum: in Jesus, makellos von aller Schuld, wird das Fleisch selbst rein und würdig der Gottheit.

### **DAS WORT IST FLEISCH GEWORDEN ...**

«Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt», sagt uns der Apostel Johannes. Und hier taucht wieder jener Gott auf, von dem Nancy spricht: der Gott auf der Durchreise, der von seinem irdischen Abenteuer nur Spuren hinterlässt, bevor er sich in den Rückzug einer Welt entfernt, ferner nicht denkbar – von wo er, listig, uns noch ein Augenzwinkern zuwirft. Gott-Spur – daran hatte schon Renan gedacht, in seiner *Examen de conscience philosophique*. Doch die Welt war zu klein, als dass Gott in ihr hätte wohnen können, und so wurde er verwiesen in eine andere, unendliche Welt, wo er schlafend liegt, bewusstlos, im Warten auf seinen Tag. Verrat! Schmach eines Jesus, der das jüdische Gesetz erfüllte, indem er durch sein bloßes Kommen die von den Propheten verheißene Königsherrschaft eröffnete. Das Wort ist Fleisch geworden und hat unter uns gewohnt – denn die Welt, unsere Welt, ist unser einziger Horizont: kein halluziniertes Jenseits (Nietzsche), in dem der Gerechte endlich vollendet sein könnte.

Heißt das, dass der Tod das Ende ist, das letzte Ziel, das Einverständnis mit der Auslöschung des Werdens? Ganz im Gegenteil! Denn «Tod ist auch ein Leben», sagt uns Hölderlin – doch wir müssen es recht verstehen. Der Tod ist Entkörperung, letzter Verfall des Fleisches; doch dies ist eine viel zu enge, zudem manichäische Sichtweise, Leben und Tod nur im Horizont der Biowissenschaft zu denken. Denn, ich wiederhole es, das Leben ist weit mehr als ein Herzschlag: das Leben, um das es hier geht und das nicht vergehen kann, ist das Leben des Geistes, der uns in unserer Einzigartigkeit bewohnt.

Und darum darf der Tod wohl meine Knochen davontragen – aber nur sie! Denn alles andere

betrifft ihn nicht: meine Seele, die Wohnung des Geistes, der jedes Sein in seiner Singularität erfüllt. Bloße Hypothese? Ein bloßer Glaube, den nichts begründen kann? Ein beruhigender Akt des Glaubens angesichts der Furcht vor dem Unausweichlichen? Nein! Es ist eine Bejahung, gegründet im dichterischen Blick, der von allem das wahrnimmt, was weder Glaube noch Vernunft zu erreichen vermögen: den Geist, der alles überströmt und die Erscheinungen zerbricht – jenen religiösen oder rationalen Firnis, der alles in die Schicklichkeit einordnet nach den Prioritäten unseres bloßen Gefallens.

## **ZUSAMMENFASSUNG**

Wir haben die Vernunft an der Schwelle zurückgelassen, um auf die Welt einen anderen Blick zu werfen: den Blick der Seele, der nicht der Sphäre des Glaubens oder des unbegründeten Fürwahrhaltens angehört. Dieser Blick erwies sich als der der Dichtung – als Denken des Undenkbaren, als Zeigen im Sein-Lassen und nicht als Beweisen; und eben weil sie im Sein-Lassen zeigt, ist die Dichtung eine Stiftung, die weder Credo noch Postulate verlangt. Der poetische Akt löst, indem er ihn übersteigt, den falschen Zwiespalt, der Glauben und Vernunft weiterhin gegeneinanderstellt – nicht auf der Ebene ihrer jeweiligen Diskurse, sondern der Dogmen, von denen beide sich nähren.

## **FORTFÜHRUNGEN**

Der Überschuss des Geistes, den wir in jeder Einzigartigkeit wahrnehmen, erschöpft seine Wahrheit nicht. Denn dieser Überschuss, so sehr er uns auch durch die Dinge vermittelt erreicht, lässt sich auf diese Vermittlungen nicht reduzieren. Er ist mehr: ein Überströmen, das sich bisweilen im Schweigen sammelt, eine Überfülle, die sich in Rückzug verwandelt. Dort, in diesem Rückzug, erhebt sich, was wir das Heilige nennen können: kein neues Objekt, keine Gestalt, die man ergreifen könnte, sondern eine Erfahrung des Unnennbaren, unantastbare Reinheit, Gegenwart, die sich der Sprache entzieht und doch die Erfahrung der Seele selbst gründet. Das Heilige fügt dem Geist nichts hinzu; es ist der Geist selbst in seiner stillen Unmittelbarkeit, seiner unendlichen, unverfügbaren Dimension.

Hier zeichnet sich die Grenze ab zwischen der geistigen und der kontemplativen Haltung. Die erste sammelt den Geist in den Dingen, nimmt sein Zirkulieren, seine Verknüpfungen, sein Überströmen wahr. Die zweite erscheint, wenn diese Vermittlung erlischt und der Geist sich als Heiliges enthüllt: eine stille, schon mystische Kontemplation, in der jede Sprache sich

zurückzieht. Die geistige Haltung ist also die Bedingung der Möglichkeit dieser Kontemplation, sie erfordert sie aber nicht: Nicht jeder geistige Weg führt zur Erfahrung des Heiligen, doch jede Ahnung des Heiligen gründet sich in einer ursprünglich geistigen Öffnung.

In diesem Übergang findet das Wort „Gott“ zuweilen seinen Platz. Nicht als Dogma, nicht als Beweis, sondern als zerbrechlicher Name des Tempels. Denn jedes Seiende ist Wohnung des Geistes; aber „Gott“ bezeichnet jenen singulären Ort, an dem der Geist ohne Vermittlung erscheint – als Heiliges. Gott ist nicht der Geist; er ist der Tempel des Geistes, der Ort, an dem sich dessen Heiliges sammelt. Dieser Gott ist keine Notwendigkeit und kein moralischer Regulator: er ist unnütz, nur möglich – und gerade in seiner Nutzlosigkeit gründend. Kein von Menschenhand errichteter Tempel, sondern ein dichterischer Tempel: ein offener Raum, der das Unzugängliche zu empfangen vermag. „Gott“ zu nennen heißt nicht, das Unnennbare zu sagen, sondern den Raum seines Rückzugs zu benennen.

An dieser Schwelle enthüllt sich die Dichtung in ihrer höchsten Wahrheit. Sie ist kein bloßes Ornament, kein Gesang, der vom Denken getrennt wäre. Sie ist Denken des Udenkbaren – aber Denken, das zum Gesang wird, und Gesang, der vom Denken durchdrungen ist. Sie entleert das Wort jeder repräsentativen Funktion, sie löst die Sprache von ihren Bindungen, damit sie als ursprünglicher Hauch erklinge. Die Poesie denkt singend und singt denkend: sie ist lebendige Stiftung, nicht durch das Sagende, das einsperrt, sondern durch den Gesang, der öffnet. Sie stiftet nicht das, was sich offenbart, sondern sie stiftet den Ort, an dem sich die Offenbarung ereignen kann – und in diesem Sinne ist sie schon Stiftung der Götter und des Heiligen.

So wird die Dichtung zur Feier. Nicht zur religiösen Feier, nicht zum kodifizierten Ritus, sondern zur poetischen Feier der Welt in ihrem Übermaß, zur Feier des Geistes in seiner Überfülle, zur Feier des Heiligen in seinem Rückzug. Sie erzwingt nichts, sie verlangt nichts, sie eröffnet nur einen Raum lebendiger Gegenwart. In diesem Gesang-Denken verwandelt sich die Sprache: sie hört auf, Instrument der Aneignung zu sein, und wird zur Stiftung von Raum. Das Gedicht beweist nicht, predigt nicht, demonstriert nicht: es feiert. Und in diesem Sinne löst es – indem es ihn übersteigt – den falschen Zwiespalt von Glaube und Vernunft: nicht durch einen Überschuss an Diskurs, sondern durch den Rückzug, in dem sich ein stiftendes, poetisches Wort eröffnet, das nichts mystifiziert und das sein Sein-Lassen gewährt.

## IM HERZEN DES GEDICHTS

Im Herzen selbst des Gedichts, als inaugurierendes Wort,  
öffnet sich ein Raum, in dem sich das Heilige und das Göttliche nicht verbergen.  
Sie sind nicht vom Sprachlichen verschüttet, sondern anwesend als Ruf –  
ein stummer Ruf, der nur in der Stille empfangen werden kann.  
Dieser Ort ist kein Beweis, kein Dogma, kein Besitz;  
er ist Öffnung auf eine unfaßbare Gegenwart hin,  
und nur die geduldige, schweigende Kontemplation  
kann aufnehmen, was sich darbietet, ohne je sich besitzen zu lassen.

Der Glaube ist Blindheit, ein Licht, das die Welt bricht  
im bloßen Widerschein; er glaubt ohne Gegenstand,  
er hängt am leeren Halt des Glaubens selbst.  
Die Dichtung aber, nein, sie verwechselt sich nicht mit diesem falschen Licht.  
Denn im Offenen gibt sich das Heilige wahrhaft preis – jenseits des Wortes.  
Es schenkt sich, nicht als Ding zum Ergreifen,  
nicht als Besitz des Gottes selbst,  
sondern als unfaßbare Gegenwart, immer darüber hinaus.  
Nicht ein blinder Glaube, sondern klare, schweigende Kontemplation,  
in der das, was sich schenkt, sich niemals greifen lässt  
von allzu menschlichen Händen.

Enteignung des Menschen in seiner Herrschaft,  
Enteignung auch Gottes als Werkmeister einer  
vorab gegebenen Welt, die alles Werden ausschließt –  
einer Welt, versiegelt im schlafenden Warten auf ein unmögliches Ende.  
Denn das Werden zu schließen, heißt:  
den Menschen selbst einschließen in ein Gewordensein,  
das jede Begegnung mit dem Selbst  
auf ewig ausschließt.